Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 7 — Bremen-Berlin, den 13. Februar — 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Göttlicher Leidensberuf. Von E. Böhme. — Was soll in dem Konfirmandenunterricht geschehen? Ein Gespräch. Von B. Schenkel. — Römisches Christentum. VII. Von D. Dreydorff. — Die Gustav Werner-Stiftung im Jahre 1903. — Emil Frommel. Von P. Graue. — Ein Strauß von der Kyburg. Von J. Rud. Egg. — Vom Büchertisch.

Göttlicher Leidensberuf.

„Mußte nicht Christus Solches leiden —?"
(Luc. 24, 26).

Aus einer der sinnigsten und poetisch wie psychologisch bedeutsamsten Ostererzählungen tönt uns jene Frage entgegen, die, so oft wir an der Pforte der Passionszeit stehen, so oft wir die ernstesten Wochen des Kirchenjahres wieder zu durchleben haben, all unseren Betrachtungen während dieser Zeit die rechte Grundlage und Richtung zu geben wohl geeignet sein mag. „Mußte nicht Christus Solches leiden —?" — ihm selbst, dem Osterhelden, wird diese Frage auf die Lippen gelegt seinen Jüngern gegenüber, die auf dem Weg nach Emmaus mit einander „von allen diesen Geschichten", wie sie der Evangelist vorher berichtet, redeten und die es wehmütig-treuherzig bekannten: „wir aber hofften, er sollte Israel erlösen." Wie mit einem Male sollten nun alle Zweifel in den Jüngerseelen niedergekämpft, sollte aller trübe Nebel vor ihren Augen zerstreut werden, sobald sie sich über das letzte Ziel aller Leiden ihres Meisters ein für allemal klar geworden, sobald die Losung, die seinem Leben steter Leitstern gewesen, den bangen Herzen volle Gewißheit gab: durch Kreuz zur Krone, durch Leid zur Herrlichkeit! — — Kannst du dir die letzte, schwerste Leidenszeit aus dem Leben Jesu unbeschadet seines Lebenszieles ohne weiteres wegdenken, vermagst du dir einen Heiland im Geiste vorzustellen, dem all jene Leidenslast erspart werden konnte, dessen Leben, im großen und ganzen glatt und ohne schwere Anfechtungen verlaufend, nicht jene Merkmale an sich trug, die wir im Zeichen des Kreuzes zusammenfassen? Was aber wäre ein Christus, der ohne Bewährung seiner Seelenstärke auch im tiefsten Schmerz seine Erdenlaufbahn vollendet hätte, was hätte sein Lebenswerk für die einzelne Seele zu bedeuten, wenn in ihm nicht ernsteste Kämpfe enthalten gewesen wären, wenn es nicht an ihn, der es auf sich genommen, die größten Anforderungen in Bezug auf Mut, Geduld, Beharrlichkeit und Ausdauer gestellt hätte? Die Menschheitsgeschichte lehrt es uns ja immer aufs neue, daß alles wahrhaft Große und Bedeutsame sich vielfach durch Kampf und Widerstreit hindurchringen muß und daß Opfer über Opfer gebracht werden müssen, bis es zur Anerkennung, zum Siege, gelangt: wie erst recht mußte Kampf und Leid und Trübsal den dunklen Untergrund bilden dort, wo höchste göttliche Wahrheit ihre Siegeskraft bewähren, wo weltüberwindender Glaube seine ganze Herrlichkeit offenbaren sollte! Zu einem großen göttlichen Leidensberufe mußte sich also Jesus, der Menschensohn, vom Beginn seines öffentlichen Wirkens an bestimmt wissen, wenn er auch freilich seine Leidensgeschichte im einzelnen nicht voraus wissen konnte; dieser Leidensberuf Jesu gliedert sich ein in den ganzen Umfang seiner Heilandswirksamkeit und gerade mit der Ausrichtung dieses besonderen Berufes tritt er allen, die zu ihm in geistige Beziehung treten wollen, menschlich nahe als Tröster, Berater, Führer und Freund. Erst in voller Erfassung der Bedeutung des Leidensberufes Jesu vermag der Einzelne für sein eigenpersönliches Leben es recht zu ermessen und zu würdigen, was es heißt: Christus hat für uns gelitten und uns ein Vorbild gelassen, daß wir sollen nachfolgen seinen Fußstapfen — erst dann gewinnt auch jenes köstliche Wort seine ganze Trostkraft: In der Welt habt ihr wohl Angst, aber seid getrost: ich habe die Welt überwunden! Denn solchen Zuruf vernehmend mag sich jeder ernste Christenmensch zugleich daran gemahnen lassen, daß auch ihm selbst für sein Erdenleben ein Leidensberuf in gewissem Sinne mitgegeben ist und daß er es immer besser lernen soll, solchen Beruf sich und Anderen zum Segen, ohne Murren und Klagen, gewissenhaft und treu auszurichten. Menschliches Leiden unter dem Gesichtspunkt eines göttlichen Berufs zu betrachten — Manchem mag es vielleicht zunächst etwas seltsam bedünken, Manchem mag solche Betrachtungsweise auch gar nicht leicht fallen, aber sie ist die höchste und eines Christen einzig würdige, mit der er sich selbst, seine Seele, über alles Leiden hinaus zu heben vermag. Muß ich nicht Solches leiden? — sobald der Einzelne in Demut und Gelassenheit diese Frage im Herzen still erwägt, sobald er sich einmal beugen gelernt hat unter die gewaltige Hand seines Gottes, auf daß dieser ihn erhöhe zu seiner Zeit, sobald nicht mehr der bleierne Druck eines Leidenszwanges auf ihm lastet, sondern das Bewußtsein einer Leidenspflicht ihn beseelt und erhebt: so hat auch das Leid, der Schmerz, seinen schärfsten Stachel bereits verloren und der Heimgesuchte ist bald vertraut mit der großen Kunst, unter Tränen lächeln zu können mit dem Bekenntnis auf den Lippen:

„Ich weiß, wen du willst herrlich zieren
Und über Sonn' und Sterne führen,
Den führest du zuvor hinab."

Vom Leidenmüssen zum Leidenwollen — ein vielfach dunkler, aber gesegneter Weg für Jeden, der den größten Dulder sich zum Vorbild und Wegführer erwählt! Noch viel zu sehr sind die Menschen, auch Christenmenschen, dazu geneigt, Schmerz und Trübsal als etwas anzusehen, was eigentlich nicht in das Leben hineinzugehören brauchte, als etwas schlechthin Feindliches, dem man entschieden aus dem Wege gehen müsse, wo und wie immer es sich auch zeige.

Um so öfter und eindringlicher sei der Rat des frommen Dichters zur Beherzigung empfohlen, jenes goldene Wort Emanuel Geibels:

„Kommt dir ein Schmerz, so halte still
Und frage, was er von dir will;
Die ew'ge Liebe schickt dir keinen
Blos darum, daß du mögest weinen!"

Kunitz b. Jena. E. Böhme.

Was soll in dem Konfirmandenunterricht geschehen?

— Ein Gespräch. —

Lange Jahre hatten wir uns nicht gesehen, seitdem wir in Heidelberg zu Füßen Rothes und Häussers gesessen und uns in Zürich F. Vischer in seinen Faustvorträgen den Schleier von den Geheimnissen des Daseins gehoben hatte. Das Leben hatte uns weit auseinandergeführt, nun brachte uns eines Tages ein Kongreß an einem Ort zusammen. Die Verhandlungen waren sehr befriedigend verlaufen, auch das Festessen mit seinen rednerischen Lichtblitzen war vorüber, wir benutzten noch die letzten Abendstunden vor der Abreise, um wir fünf zusammen unser Schicksal zu beschauen. Vieles hatte sich anders gestaltet. Aus einem von uns, dem radikalen Feuergeiste, dem nichts zu weit ging, war ein bedächtiger Landpfarrer geworden, er trieb noch immer mit Vorliebe Hebräisch und züchtete daneben Bienen. Der andere in der Runde hatte es in der Kirchenluft nicht lange aushalten können, er war immer ein feinfühliger Mensch gewesen mit einem Stich ins künstlerische; die vielen Grobheiten in den Kämpfen mancher Theologen stießen ihn ab, zu einer Schule hatte er auch nie schwören können, so war er denn Schriftsteller und Privatgelehrter geworden, sein Wort galt viel in Erziehungsfragen, außerdem schrieb er bisweilen in Versen. Wir anderen drei waren im Amt geblieben und hatten uns in der Richtung unserer Lehrer weiter entwickelt; es war uns wohl in unserem Beruf, wir sahen keine Konsistorien über uns und unsere Gemeinden duldeten keinen Glaubenszwang. Eine mächtige stämmige Gestalt saß in unserem Kreise mit einem prächtigen Haarbusch, gleich einer Helmzier, und fröhlich leuchtenden Augen, er galt als unser Meister, und wir alle waren noch angetan von seinem Tags vorher gehaltenen Vortrage über „Die Religion im Zeitalter Darwins"; diese moderne Frage klang auch nach in unserem Gespräch. Uns allen war es klar, daß die Kanzel nicht mehr die einzige Tribüne ist, von welcher das religiöse Leben genährt wird. Alles drängte ja in die Öffentlichkeit, die Zeitungen, die Kongresse, die Redner aller Parteien fingen an, zu predigen. Das große Thema: Die Versöhnung von Religion und Kultur stand auf der Tagesordnung und auch uns erschien es als die wichtigste Aufgabe, die Wahrheiten des Evangeliums in neuen Zungen zu predigen und die Gestalt Jesu aus den Banden des Dogmas zu neuem Leben aufzuerwecken, aber wie sollen wir dies anstellen, darum drehte sich unser Gespräch.

„Wenn ihr die Jugend habt", so hub der Pädagog und Dichter an, „dann gehört euch die Zukunft. Dort müßt ihr eure Kraft einsetzen, es ist ja so wenig idealer Zug in den jungen Leuten, zündet ihnen das Feuer der Begeisterung an, ihr habt ja die beste Gelegenheit dazu, ihr führt sie ja durch die Pforte des Lebens; ich glaube, ihr wißt gar nicht, was ihr an eurem Konfirmandenunterricht für eine große Gelegenheit habt. Daß eure Aufgabe nicht leicht ist, weiß ich auch als Pädagoge zu beurteilen. Die Verschiedenheit der Kinder im Unterricht kann ein Hemmnis werden, aber die Religion soll ja gerade diese Verschiedenheit aufheben. Viel bedenklicher als diese Mischung der Elemente, welche auch sehr segensreich wirken kann, wenn ihrs richtig anfaßt, ist das zu jugendliche Alter der Konfirmanden. Freilich solange die Masse der Jugend mit vierzehn Jahren in den Broderverdienst gehen muß und die Kinder mit dem sechsten Jahre in die Schule geschickt werden, wird sich dies nicht ändern lassen. „Hohe Schule" könnt ihr also mit euren Kindern nicht treiben, sobald ihr das versucht, verliert ihr von hundert neunzig aus den Augen; große Gesichtspunkte sollt ihr ihnen geben, leuchtende Beispiele, starke Motive, doch was soll ich euch predigen, das könnt ihr besser als ich, erzählt mir lieber etwas von eurer Art zu unterrichten." Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens begann der Kollege vom Lande also: „Ich beneide euch Pfarrer in den großen Städten nicht um diese Arbeit an euren zum Teil verzogenen und verbildeten Kindern. Das Kind auf dem Lande hat noch etwas derbes und ursprüngliches, wohl ein harter Boden, aber er läßt sich doch mit dem Pfluge bearbeiten. Landkinder leben noch in der Natur und sind damit Gott näher, das ist für den Religionslehrer ein großer Vorteil. Wenn ich so meine Schar überschaue, wie sie zweimal wöchentlich in das Pfarrhaus kommt, so bin ich wenigstens einer Sache gewiß, sie besitzen einige Lebensanschauung. Das bringt ihr freieres Leben in Feld und Stall schon mit sich und außerdem haben sie gemeinsame Kenntnisse. Sie können ihre biblischen Geschichten auswendig, haben viele Stücke in der Bibel gelesen und die fünf Hauptstücke des Lutherschen Katechismus kann jedes am Schnürchen hersagen. Das ist schon etwas. Ich brauche nur anzutippen und sie geben gründlich Bescheid: Lieder, Psalmen, Sprüche, die Bergpredigt, die Gleichnisse und die Erklärung Luthers zu den zehn Geboten, dem Kredo und dem Vater Unser. Es ist wohl etwas Drill bei ihrem Unterricht gewesen, aber sie besitzen wenigstens ein Fundament. Diesen toten Schatz des Gedächtnisses suche ich nun lebendig zu machen und so rede ich denn zu ihnen möglichst anschaulich von Gott und seiner Schöpfung, von der Erde als seinem Ackerfeld, von Jesus als seinem Säemann. An dem Leben Luthers mache ich ihnen klar, warum wir Protestanten und keine Katholiken sind, und zum Schlusse gebe ich ihnen, möglichst ihrem gemeinsamen Leben angepaßt, eine kurze Glaubens- und Sittenlehre, angereiht an eine Anzahl kräftiger Sprüche Jesu, des Paulus und der Reformatoren. So gut es geht, suche ich dabei ihre etwas dürftige Phantasie zu wecken, schade, daß ich dazu nicht mehr Zeit habe, denn sechs Monate sind wenig."

„Da bin ich doch viel besser daran", erwiderte der Stadtpfarrer, „ich habe zwei Jahre Zeit zum Unterrichten und kann alles gründlich durchnehmen. Dazu gebrauche ich auch einen recht praktischen Leitfaden, denn Kinder müssen immer etwas Geschriebenes oder Gedrucktes in der Hand haben. In meinem Lehrbuch behandle ich zunächst die Bibel. Von allen wichtigen Büchern ist der Inhalt angegeben, von den Geschichtsbüchern, Lehrbüchern und prophetischen Schriften, sodaß man die Entwickelung der religiösen Gedanken vor Augen hat. Die Kinder müssen die Religion werden sehen; so bespreche ich denn auch die Kirchengeschichte in ihren Grundzügen und baue darauf mein eigenes System des Glaubens und Handelns. Überhaupt geschichtliche Kenntnisse sind eigentlich das Wichtigste in der Religion. Wie kann ich glauben, wenn ich nicht weiß, worauf der Glaube ruht. Deshalb lernen auch meine Kinder zu Hause die Abschnitte des Leitfadens, welche ich in der Stunde durchnehme, und sitzen darum möglichst vorbereitet auf den Bänken. Zuerst frage ich ab, dann trage ich vor. Recht eingehend behandle ich besonders die Lehre von der Person Christi; die Entwickelung des Dogmas müssen sie wissen, auch die wichtigsten Synoden. Ich rede von Arius und Athanasius, von dem verhängnisvollen Konzil zu Chalcedon, berichte eingehend von Anselmus Schrift cur deus homo? Bisweilen habe ich auch schon für die Gebildeteren über Doketismus und die communicatio idiomatum gesprochen. Sehr viel Wert lege ich daneben auf eine gute logische Begründung des Gottesglaubens. Gottvertrauen und eine klare Pflichtenlehre in die Herzen zu pflanzen, ist doch die Hauptsache des Religionsunterrichts. Jeder muß

am Ende wissen, welche Pflichten er hat gegen Gott, gegen sich selbst und gegen seine Mitmenschen." Fröhlich schaute er dabei mit seinen klaren Augen uns an, man mußte ihm gut sein, dem ehrlichen Menschen, wie er so im Kreise umhersah und auf ein weiteres Votum wartete. Der Meister hatte sich schon öfter mit seinen fünf Fingern durch das Haar gefahren, ein untrügliches Zeichen, daß etwas in ihm brodelte. „Du hast teilweise Recht, lieber Freund", erwiderte er, „das Fundament des Religionsunterrichts ist die Bibel, aber es ist nicht leicht, die richtige Auswahl in dem großen Buche zu treffen. Es gilt hier, wie einst Bunsen sagte, das ehrwürdige Buch aus dem Semitischen in das Jawetitische zu übersetzen; wir sind ja keine Juden mehr, auch keine Judenchristen und Pauliner; wie oft tappen wir im Dunkeln. Leider fehlt uns noch für unsere Kinder eine Sammlung der klassischen Stellen der Bibel in unserem Deutsch und ohne die Fehler Luthers. Die großen Lichter der Bibel müßte man den Kindern zeigen und nicht die kleinen Sterne. Unser Unterricht ist immer noch zu sehr Schulstunde, Aufsagen und Abhören, er muß eine Andachtsstunde sein, wobei möglichst allen das Herz warm wird. Steck den Theologen in die Tasche, wenn du zu deinen Konfirmanden gehst und sprich als Prophet. Kenntnisse sind wertvoll für das religiöse Leben, auch mancher gute Spruch ist schon in entscheidender Stunde ein Retter geworden; aber es gilt doch vor allem Stimmungen zu wecken, Gefühle, Grundsätze, innere Motive, welche die äußeren überwinden. Große Beispiele ziehen mit, eine Religion ohne Heroentum ist ein recht nüchternes Ding. So muß man den Kindern Jesus vor die Augen malen, so wie man ihn versteht und liebt; ich gebe ihnen meinen Jesus, wie ich ihn schaue, und kümmere mich möglichst wenig um die Christusse der anderen. Inneres Leben wecken, heißt überhaupt in der Religion unterrichten, und dazu kann man alles brauchen, denn Gott ist überall. Man soll dabei nie das Dasein Gottes zu beweisen suchen, wie ein Rechenexempel, man muß vor sie hintreten mit dem eigenen frohen Gefühl der Gottesnähe, das reißt mit. Bei der Moral habe ich immer versucht, das Gefühl der Freiheit und Verantwortlichkeit zu stärken und auf die Feinde in der eigenen Brust hinzuweisen, die da sind Lüge, Lust, Neid und Wahn. O, daß ichs doch vermöchte, die Kinder in jeder Stunde zu erwärmen. Dann wäre meine Aufgabe erfüllt."

Es war still geworden, der eine, der noch das Wort hatte, verzichtete darauf, wir drückten dem Meister die Hand, er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Zum Schluß sagte noch der Dichter: „Ja, die Religion ist nicht eine Lehre, sie ist eine Kunst, die Kunst, das Unendliche im Vergänglichen zu sehen und es in des Lebens Nöten nicht zu vergessen." — Damit nahmen wir von einander Abschied. Wir sollten uns nicht mehr alle wiedersehen, der Dichter ist bald nach den Gefilden der Seligen gewandert und der beredte Meister wurde mitten in seiner Schaffenskraft abgerufen, uns andern aber klingen seine Worte nach.

B. Schenkel.

Sieg des protestantischen Geistes.

(Römisches Christentum. VII.)

In Briefen an eine Freundin. Von D. Dreydorff.

9.

Wenn ich noch auf die Frage, womit der vorige Brief abschließt, zu antworten versuche, so muß ich vorausschicken, daß das gebrauchte Bild nicht ganz zutrifft. Beim wagehalsigen Spieler entscheidet sich die Frage in einem Augenblick und das wie der Entscheidung, Gewinn oder Verlust, ist abhängig vom Zufall. Ob aber die römische Kirche siegt oder unterliegt, entscheidet sich nicht so bald — es können noch viele unfehlbare Päpste gewählt werden — und die Entscheidung ist nicht abhängig vom Zufall, sondern von der Logik der mit Notwendigkeit wirkenden Tatsachen. Soviel steht fest: die römische Kirche befindet sich im Kriegszustand gegen den modernen Staat. Dieser ist fast überall geneigt, sich mit ihr zu vertragen, in der trügerischen Hoffnung, daß sie, gegen gewisse Zugeständnisse, seinen Interessen dienen werde. Die Kirche hingegen weist jede Kapitulation, die sie zum Aufgeben irgend eines angeblichen Rechtsanspruchs nötigen würde, mit ihrem stereotypen non possumus weit von sich. Es gibt für sie, beispielsweise, weder ein Königreich Italien noch einen westfälischen Frieden. Deshalb muß es, wenn die weltlichen Herrscher nicht Lehnsträger und Vasallen des römischen Papstes werden mögen, zum Krieg kommen und zwar, über die seitherigen, den Vorpostengefechten vergleichbaren Kulturkämpfe hinaus, zu einem auf Leben und Tod. Dieser Krieg wird länger als der 30jährige, ja, länger als der Unabhängigkeitskrieg der Niederlande dauern und, wenn schon unblutig verlaufend, so wie jeder lang dauernde Krieg, an Heftigkeit zunehmen. Will man sich ein Wahrscheinlichkeitsurteil über seinen Ausgang bilden, so gilt es, die Machtmittel der Parteien zu prüfen.

Die der römischen Kirche sind nicht gering. Sie verfügt, wie wir gesehen haben, über unermeßliche Reichtümer, über größere, als irgend ein moderner Staat, und über ein Heer von Priestern, die als Ehelose, fast allen vaterländischen Interessen entfremdet und auf allen Rangstufen, bis zum Bischof und Erzbischof hinauf, an stummen Gehorsam gewöhnt sind. Dazu kommen die zahllosen Orden und Kongregationen. Manche von diesen sind harmlos; einige doch, wie die Gesellschaft Jesu und die mit ihr verwandten, den Gardetruppen zu vergleichen. Eine Art Generalstab hat der Höchstkommandierende an den von ihm selbst erwählten Kardinälen, an Männern, die sich teils durch hohe Geburt, teils durch Gelehrsamkeit, durch Alter und Erfahrung, durch politische Klugheit und andere Tugenden für diese Würde empfehlen. Eine große Hülfe bedeutet der römischen Kirche die Unwissenheit des großen Haufens, den man (um das militärische Bild beizubehalten) ihren Landsturm nennen kann, und endlich, eine nicht geringe, die Indifferenz der Gebildeten — nicht nur im eigenen Lager, sondern auch in dem ihrer Gegner. Ja, sie hat in diesem sogar heimliche Verbündete, auf die ich noch bei Gelegenheit zu sprechen komme.

Vergleicht man damit die Machtmittel des modernen Staats, so scheinen sie wohl auf den ersten Blick größer zu sein, als die der Kirche. Gesetzgebung und Exekutive liegen in seiner Hand und, so wenig wie der einzelne, kann sich irgend eine Korporation gegen seine Gesetze ungestraft auflehnen. Aber es hat sich schon oft gezeigt, daß der Staat jeden anderen Widerstand leichter zu brechen vermag, als den passiven der römischen Kirche. Auch mit Kanonen würde sich gegen deren Canones nichts ausrichten lassen, und ist es eine unerläßliche Pflicht des Staates, dem Gesetze Gehorsam zu erzwingen, so versteht er sich doch nicht leicht zu härtesten Maßnahmen, weil durch solche die davon Getroffenen in den Augen des unwissenden bigotten Volkes zu Märtyrern werden.

Besseren und dauernden Erfolg darf sich der Staat von der Schule versprechen, wenn er sie festhält.

„Aber doch auch von der evangelischen Kirche", werfen Sie ein, und es befremdet Sie, daß ich die nicht vor der Schule genannt habe. Zu meiner Rechtfertigung muß ich an früher Bemerktes erinnern: Wie es, streng genommen, keine katholische Kirche gibt — nur aus Höflichkeit rechte ich nicht mit der römischen um die von ihr festgehaltene Bezeichnung — ebenso wenig gibt es eine evangelische Kirche. Sie erinnern sich: Was man so nennt, besteht aus einer Anzahl kirchlicher Gemeinschaften, die fast nur im Widerspruch gegen Rom übereinstimmen, so vielfach hadern sie untereinander, und es mindert dies den Wert, den ihre Bundesgenossenschaft für den Staat hat; ganz abgesehen davon, daß es in den evangelischen Sonderkirchen nicht wenige gibt, auf die der Staat in einem ihm von Rom aufgenötigten Kulturkampf nicht rechnen kann, weil sie, öfter und mehr als sie zugestehen mögen, auf Seiten

des Gegners stehen. Es sind das die Leute, die ich vorher Roms heimliche Verbündete genannt habe: die jedem Fortschritt abgeneigten Reaktionäre. Sie selbst nennen sich Konservative; aber auch das genügt, um ihre innere Verwandtschaft mit einem Gegner zu bezeugen, der ja auch nicht reaktionär, sondern lediglich konservativ sein will, und fast immer, wenn es sich um Grenzstreitigkeiten zwischen Kirche und Staat handelt, tritt diese Verwandtschaft zu Tag.

Von ihnen zu unterscheiden sind die kirchlich Indifferenten unter den evangelischen Christen. Sie sind meistens nationalgesinnte und freisinnige Leute und gehören als solche zu Roms Gegnern; aber sie unterschätzen aus Kurzsichtigkeit dessen politische und soziale Bedeutung. Ihnen gilt katholisch und evangelisch gleichviel, denn sie sind weder das eine noch das andere. Was liegt ihnen daran, ob die aus anderen Ländern ausgewiesenen Kongregationen in Deutschland zugelassen werden oder nicht? Die Jesuiten mögen nur kommen. Sie, die Männer des politischen Freisinns, werden mit ihnen fertig, haben sie jedenfalls nicht zu fürchten. Noch weniger aber fürchtet die römische Kirche sie, die Helden der Zunge, deren praktisches Verhalten mit ihrem Schwärmen für Freiheit und Bildung so oft im Widerspruch steht. Und das begreift sich. Denn das Unterschätztwerden von solchen Gegnern schadet ihr nicht. Im Gegenteil, sie mag sich, ihnen gegenüber, des Wortes getrösten: „Wer nicht wider mich ist, der ist für mich." Tatsächlich hat noch jede politische und soziale Revolution zu einer Machterweiterung der römischen Kirche geführt und man kann es ihr glauben, daß sie auch die von der Sozialdemokratie drohende nicht fürchtet.

Aber wen hat sie denn im Kulturkampf zu fürchten, wenn weder die einzelnen evangelischen Kirchengemeinschaften, noch die Konservativen, noch die Freisinnigen und Freidenker als solche? Vielleicht eine Vereinigung jener, wie sie eben geplant wird? Ja vielleicht —, wenn es dazu käme! Aber es kommt dazu nicht. Jede kleinste Landeskirche legt viel zu viel Wert auf ihre Besonderheit und ihre „berechtigte Eigentümlichkeit", als daß sie in einem großen Ganzen aufgehen möchte. Um nochmals ein militärisches Bild zu gebrauchen: dem einheitlichen, gut disziplinierten Heere der Ultramontanen steht eines gegenüber, das an die weiland buntscheckigen Reichstruppen erinnert. Tapfere Leute, aber kein Führer! keiner, der auch nur soviel Autorität besäße, wie Graf Waldersee unter den Verbündeten in China.

Ich komme zum Schluß: Hätte die römische Kirche keine anderen Gegner, als die evangelischen Christen mit ihren nach rechts und links auseinandergehenden Pastoren und Professoren und keine bedeutenderen, als ihre Verächter unter den politisch Liberalen, nicht ausgeschlossen die Sozialdemokratie, so dürfte die Hoffnung der Ultramontanen, daß jene im Kampf mit dem modernen Staat siegen und der Papst noch einmal die ganze christliche Welt beherrschen werde, nicht ohne Grund sein. Am wenigsten in Deutschland, wo das von Rom abhängige und für Rom agitierende Zentrum „Trumpf" und der Staat, aus Furcht vor dem „roten Gespenst", zu immer größeren Konzessionen an die doch nie befriedigte Hierarchie bereit ist. Aber so steht es zum Glück nicht. Roms stärkster Gegner ist nicht eine andere, mit dem Urchristentum mehr oder weniger übereinstimmende Kirche und auch keine politische Partei, sondern der weit über das kirchliche Gebiet hinausgreifende Protestantismus, eine geistige Bewegung, der sich auch die katholische Welt nicht auf die Dauer entziehen kann. Dieser Protestantismus, nicht gleichbedeutend mit seiner epochemachenden Erscheinung im 16. Jahrhundert, hat nur eine Waffe, aber es ist die kräftigste und unwiderstehlichste, die es gibt: die auf dem Wege streng wissenschaftlicher Forschung gefundene Wahrheit. „Wir können nichts wider die Wahrheit", bekannte schon ein Heiliger der Kirche vor 1900 Jahren (2. Kor. 13, 8), und der johanneische Christus rühmt von ihr, daß sie frei mache! (Johs. 8, 32). Der Fortschritt aber in der Erkenntnis der Wahrheit, das ist des Wirklichen, Bestehenden, Tatsächlichen, läßt sich ebenso wenig aufhalten, wie die Bewegung der Erde um die Sonne. Einst hatte die römische Kirche den Mut, auch diese zu leugnen, aber das Wort Galilei's: „Und sie bewegt sich doch", blieb in Kraft und mußte schließlich von der Kirche selbst als unleugbar zugestanden werden. Das wird sich noch oft wiederholen, und jede neue Wahrheitserkenntnis, sobald sie Gemeingut der Zeitgenossen geworden ist, bedeutet eine Niederlage Roms. Die Geschichtswissenschaft zerstört die Legenden der Kirche, die Naturwissenschaft den Glauben an ihre Wunder, und wo die Menschen aufhören an Wunder zu glauben, da — bezahlen sie auch nichts mehr für die ihnen von der Kirche verheißenen. Das Abhängigkeitsverhältnis, in dem sie als Unmündige und Unwissende zur Kirche gestanden haben, hört von selbst auf; sie sind mit einem Schlag, auch ohne sich so zu nennen und ohne es zu wollen, Protestanten. Es können, wie gesagt, noch Jahrhunderte vergehen, ehe sich der Kampf zwischen Kirche und Kulturstaat endgültig und überall zu Gunsten des letzteren entscheidet. Denn die Unwissenheit ist ein Feind, den man weder mit Gewaltmaßregeln noch mit Bibelsprüchen besiegt, und deshalb ist auch vom Streit der Theologen um ihre Dogmen nichts zu erwarten (ich sage vielleicht noch genauer, warum nicht) und Carlyle hat recht, zu bemerken: „Auch das Morsche hält lange zusammen, wenn man es nicht zu unsanft berührt. Ganze Geschlechter hindurch bleibt es mit einem unheimlichen Scheinleben stehen, nachdem alles Leben und alle Wahrheit daraus entflohen ist." So ungern verläßt der Mensch seine alten Wege und wagt sich, mit Überwindung seiner Trägheit, auf neue. Aber einmal gewiß wird sich das von der troischen Hauptstadt geweissagte Wort: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt" — auch an der römischen Zwingburg erfüllen.

Die Gustav Werner-Stiftung im Jahre 1903.

Die Freunde der Gustav Werner-Stiftung zum Bruderhaus in Reutlingen werden gern hören, daß sich die im Gleichnis vom Senfkorn (Matth. 13, 31. 32) enthaltene Verheißung am sozialen Liebeswerk des herrlichen Mannes zu erfüllen fortfährt.

Einen kurzen Abriß seiner wechselvollen, zum Teil wunderbaren Geschichte brachte das „Protestantenblatt" in der zweiten Nummer des vorigen Jahres.

Der neueste (20.) Rechenschaftsbericht des Aufsichtsrates und Vorstandes enthält über den derzeitigen Bestand der einzelnen Anstalten statistische Mitteilungen, die nur für den engen Kreis der Genossen von Interesse sind. Doch dürften auch ferner Stehende, weil es den Geist des Bruderhauses kennzeichnet, mit Befriedigung Notiz davon nehmen, wie der im Laufe des Jahres in ihm Verstorbenen gedacht wird. So, unter anderen, der treuen Marg. Fischer, die, 1821 in Reutlingen geboren, dem Hause 46 Jahre lang angehört hat, und des „Agathle", die schon als sechsjähriges Kind Aufnahme fand und über 50 Jahre lang, in verschiedenen verantwortungsvollen Stellungen, als eine der besten Gehülfinnen Vater Werners, tätig gewesen ist. Ja, es ist eben im vollen Sinne des Wortes ein Bruderhaus, ein frommes und weitherziges, das in der ganzen christlichen Welt nicht seinesgleichen hat.

Auf die größeren und kleineren Veränderungen im Bestand der Fabriken kann hier nicht näher eingegangen werden. Nur soviel, daß die bedeutendsten und ertragsfähigsten, die Maschinenfabrik, die Möbelfabrik, beide in Reutlingen, und die große Papierfabrik in Dettingen, das ganze Jahr hindurch reichlich mit Aufträgen versehen waren. Das Personal dieser drei Fabriken bestand am 1. April 1903 aus 41 fest Angestellten, 373 Arbeitern, 71 Pfleglingen und 125 Arbeiterinnen.

Aus Anlage 1 ersehen wir, daß sich die Zahl der

Freunde und Freundinnen des Bruderhauses auf gleicher Höhe gehalten hat. Die meisten Gaben fließen ihm begreiflicherweise aus Württemberg zu; doch, nach wie vor, auch solche aus anderen Teilen Deutschlands und aus der Schweiz. — Die in den Anstalten Beschäftigten zerfallen in drei Klassen: Hausgenossen, Pfleglinge und in Sold oder Lohn stehende Arbeiter. Nach Geschlecht und Alter geschieden, ergeben sich bezüglich der Angehörigen des Bruderhauses folgende Zahlen:

		männliche	weibliche Personen
im Alter	bis zu 14 Jahren	78	46
„ „	von 15—20 „	74	36
„ „	„ 21—40 „	140	106
„ „	„ 41—60 „	75	80
„ „	„ 61—80 „	35	34
„ „	„ 81 und mehr	—	3

Dazu kommen die Hausgenossen: 10 männliche und 77 weibliche. Unter letzteren 4, die das 81. Lebensjahr überschritten haben. Was die Heimat der dem Bruderhaus in seinen 11 Anstalten Angehörigen betrifft, so sind die meisten (634) Württemberger. Von den Nichtwürttembergern (160) stammen aus Baden 12, aus Bayern 36, aus Hessen 10, aus Preußen 28, aus Sachsen 1, aus dem Elsaß 11, aus Frankreich 2, aus Italien 1, aus Österreich-Ungarn 2, aus Rußland 5, aus der Schweiz 48, aus Egypten 1, aus den Verein. Staaten von Nordamerika 3.

Sehr dankenswert ist der in Anlage 3 gebotene Abdruck der Aufnahmebedingungen.

Es werden aufgenommen:

1) Kinder jeglichen Alters und beiderlei Geschlechts, also neugeborene und schulpflichtige Knaben wie Mädchen, gern und fast zu jeder Zeit unter der einen Voraussetzung, daß sie körperlich gesund und geistig normal, d. h. bildungsfähig sind.
2) Versorgungsbedürftige Leute beiderlei Geschlechts stets sofort, vorausgesetzt, es sei in den Anstalten noch verfügbarer Raum vorhanden.

Das jährliche Kostgeld für Kinder, die dem Bruderhause seitens öffentlicher Behörden übergeben werden, beträgt für schulpflichtige Knaben 120 ℳ. und für solche Mädchen 100 ℳ. Der Kostgeldbeitrag für erwachsene Personen ist von der geschäftlichen Verwendbarkeit und von den ökonomischen Verhältnissen derselben abhängig. Der Vorstand, an den die Aufnahmegesuche zu richten sind, gibt auf die bezüglichen Anfragen Bescheid. Ein allgemeingültiges Erfordernis ist, daß sich die Aufgenommenen der Hausordnung fügen, und zwar freiwillig, da keinerlei Zwang geübt wird. Endlich wird erinnert, daß das Bruderhaus kein Siechenhaus ist. Die in ihm Erkrankten werden selbstverständlich treu gepflegt; aber „rein nur der Pflege bedürftige, epileptische oder sonstwie kranke Leute sind von der Aufnahme ausgeschlossen". D.

Emil Frommel.

Ein biographisches Gedenkbuch von Theodor Kappstein. Leipzig 1903, Hermann Seemann Nachfolger.

Ich habe Frommel nicht gekannt. Nur in einer weimarischen Familie hörte ich stets mit größter Verehrung von ihm sprechen, auch als Gefängnisgeistlicher in Weimar habe ich gern den Gefangenen die in der Bibliothek vorhandenen Frommelschen Volksschriften in die Hand gegeben, von denen ich einige mit Wohlgefallen durchgelesen hatte. Dann besinne ich mich noch auf eine bissige Bemerkung in Lagardes Deutschen Schriften, wo Lagarde den protestantischen Pfarrerstand, auf den er ja überhaupt nicht gut zu sprechen war, damit in seiner mangelnden inneren Größe kennzeichnen will, daß Hofprediger sich mit solchen kleinen Büchelchen, mit niedlichem Geschichtchenschreiben abgaben. Hin und wieder hörte ich auch an ihm tadeln, daß er nicht entschieden Stellung genommen habe, daß man in den großen Prinzipienfragen sich nicht habe auf ihn verlassen können. Nun ist mir das Kappsteinsche Buch in die Hände gekommen, und ich bekenne gern, daß ich mit Entzücken ein Menschenleben habe auf mich wirken lassen, das so frei war von Formel- und Schablonenwesen, so voll echt süddeutscher Herzlichkeit und Innigkeit. „Ich wohne immer Sonnenseite", hat Frommel gesagt, „ich halts mit dem grünen Wald statt mit dem grünen Tisch". Er ist in dieser Aufgeschlossenheit, diesem göttlichen Leichtsinn und Frohsinn ein echtes Sonntagskind gewesen, das seine Religion nicht aus theologischen Büchern, sondern aus Natur und Leben holt, das kraft religiöser und künstlerischer Naturanlage andächtig lauschend die göttlichen Stimmen, die göttliche Schönheit auch da dankbar empfindet und aufnimmt, wo gröbere Naturen nichts empfinden und aufnehmen. Solche Naturen — Natur hängt mit natürlich zusammen — sind denn auch keine gewaltsamen Frömmler, keine Verehrer einer falschen, pietistisch engen Geistlichkeit. Sie treten in Welt- und Menschenleben hinein mit dem souverainen Bewußtsein, daß nichts Natürliches und Menschliches ihnen fremd zu bleiben brauche. „Die Liebe zieht ihre Kreise", sagt Frommel, „ihr Zentrum ist Gott, ihre Peripherie aber die ganze, weite Welt." Ein andermal ähnlich: „Wer Gott zum Zentrum hat, hat die ganze Welt zur Peripherie. Nur ein einseitiger falscher Spiritualismus kann das kreatürlich Geordnete übersehen oder gar als Sünde bezeichnen." Eine harte, eingeschlossene Kirchlichkeit war nichts für ihn. „Die Kirche macht wenig Eindruck", steht im Tagebuch des Jünglings, „die Menschen gehen ebenso schlecht und selbstgerecht heraus, als sie hereinkommen, und gerade die, die sich als die einzig Gläubigen dünken." Das liegt eben daran, daß die Frömmigkeit als eine Sache für sich angesehen wird, ohne lebendige Beziehung und Wirkung auf die Welt und das Leben in ihr. Er wollte da vielmehr ein wahrer pontifex, d. h. ein wahrer Brückenbauer werden zwischen dem Christlichen und Menschlichen, wollte verbinden, was der Pietismus getrennt hat: Heiliges und „Profanes", Glaube und Bildung, Glaube und Kunst, Ernst und Humor. Der Humor insbesondere war ihm die notwendige Frucht eines Glaubens, der über den Dissonanzen des Daseins die ewigen Harmonien ergreift, einer Liebe, die das Böse nicht nur geißelt, sondern zugleich die darin ruhende Torheit beweint und belächelt.

Diese schöne „Verweltlichung" des Christentums, die dabei dem Evangelium nichts von seiner Welterhabenheit nahm, verbunden mit der unmittelbaren Art seiner weniger an den Verstand, als an Gemüt und Phantasie sich wendenden Rede war auch das Geheimnis seiner Erfolge als Prediger und Versammlungsredner. Kappstein teilt Proben von Reden und Predigtdispositionen mit. Einiges ist tiefergreifend, alles anschaulich, sinnig, lebendig. Wer, wie ich, auch eine starke reflektierende, begriffliche Anlage hat, steht beschämt vor der quellenden Naivetät, die da zu uns spricht. Es muß freilich auch andere Leute geben. In unserer in allen Fragen der christlichen Lehre so ungewöhnlich ungebildeten Zeit braucht die Predigt mehr, als sonst, ein starkes lehrhaftes Rückgrat. Schöne Bilder, bloße Aperçus, ohne straffe Gedankenzucht, schaden in mancher Art mehr, als sie nützen. Nicht als ob ich Frommel nachträglich vorschreiben wollte, wie er hätte predigen sollen. Dazu bin ich nicht hochmütig genug. Aber ich meine, daß man die jetzt besonders beliebte Art der geistlichen Beredsamkeit nicht zu einer Schablone für alle machen sollte. Zumal wenn an einer Kirche mehrere Prediger sind, freue man sich, wenn jeder seine eigene Art hat. Da kommt dann die ganze Gemeinde auf ihre Kosten.

Höchst sympathisch sind die Mitteilungen, die Kappstein aus eigener Erinnerung über Frommels Konfirmandenunterricht gibt. Wie lebt hier alles! Wie persönlich, seelsorgerlich, väterlich spricht hier der Pfarrer zu den ihm anvertrauten Kindern! Allerdings von strammer Methode auch hier keine Spur. Alles ganz unmittelbar, frei aus dem Herzen geboren und die Herzen packend. Kein steifer Katechismusunterricht, sondern biblischer und menschlicher Anschauungs-

unterricht. Wir Pastoren sollen jetzt in unserm Unterricht beaufsichtigt werden. So sagt man und so wirds wohl werden. Warum diese Änderung? Bis jetzt genossen wir das Vertrauen, unser bestes den Kindern zu geben. Warum ist das zerstört? Was haben wir gesündigt, daß die gesetzliche Kontrolle immer schärfer, schärfer wird — bis uns der Atem ausgeht, bis wir den letzten Rest von Arbeitsfreudigkeit verlieren? Zumal wir Berliner, die wir so wie so schon mit tausend fast unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpfen? Ach, was würde Frommel wohl dazu gesagt haben! Er, ders mit dem grünen Wald hielt und nicht mit dem grünen Tisch!

Als Künstler hatte Frommel viel übrig für eine schöne Liturgie und für einen auf der Höhe stehenden Chorgesang. Es ist reizend, daß sein Amtsnachfolger Goens fast keine amtlichen Akten vorfand. Akten — puh! — die hatte er fast alle, froh, daß er sie los war, zerrissen. Dafür hatte er die Programme der liturgischen Gottesdienste, der Kirchenkonzerte, der Kirchengesangvereinsfeste um so sorglicher aufbewahrt! Am Altar verwaltete er mit höchster priesterlicher Weihe und künstlerischem Geschmack die Liturgie. Mich wundert, daß er, der eine so schöne Stimme hatte, nicht während der Liturgie gesungen hat. Manchen erscheint das Singen des Geistlichen katholisch. Aber wenn die Gemeinde singt, warum soll es dann etwas Schlechtkatholisches sein, wenn der Geistliche singt? Zumal da das Sprechen vom Altar aus in unsern großen Kirchen doch meist schlecht verstanden wird? In Thüringen, diesem sangesfrohen Lande, lieben die Gemeinden es sehr, wenn die Intonationen, Kollektengebete, der Segen, beim Abendmahl Vaterunser und Einsetzungsworte gesungen werden. Es ist ihnen feierlicher. Natürlich muß der Pastor singen können.

Am tiefsten sieht man in das Herz Frommels hinein in seinem Verkehr mit den Leuten, in seiner seelsorgerlichen Liebe, die die Menschen suchte und mit intuitiver Sicherheit das rechte Wort, die rechte Tat zu finden wußte, um sie glücklicher und besser zu machen. Und sie drängten sich, in die Sphäre seines persönlichen Einflusses zu kommen, und fühlten sich dann erhoben und gestärkt. „Er hatte die glückliche Gabe", schreibt eine Dame aus Gastein, „aus jedem das Beste herauszulocken, was manchmal tief verborgen in ihm lag. Ich glaube, die Menschen waren mitunter selbst ganz erstaunt, wie nett sie waren, und ich hätte den sehen mögen, der es gewagt hätte, in seiner Gegenwart ein rohes oder frivoles Wort zu sagen". Ein echter Menschenfreund, nimmt er sich fremder Schmerzen an, seine Liebe treibt ihn unter die Leute, nach Luthers Wort: „Gott hat uns nicht von den Menschen weg, sondern unter die Leute geworfen, weil ein Mensch auch um des andern Menschen geschaffen ist". Ein Mann, der nicht für die Studierstube gemacht war, sondern für das flutende Leben. Schon 1870/71 hatte ers zu Hause nicht ausgehalten, er wollte mit seinem Volke leiden und jauchzen, so ist er allezeit in engster Fühlung mit dem Volke geblieben. Nicht nur seinen Soldaten und den vornehmen Leuten, die in seine Kirche kamen, nein allen Ständen und Schichten kam er nahe, und die Schmerzen und Nöte der kleinen Leute trug er auf dem Herzen. Rührend ists, wie er zu den Kellnern, zu den Wanderern in der Schrippenkirche, zu den Droschkenkutschern redet. Und wie fühlt er als Schriftsteller ergreifend und ergötzlich zugleich unserm Volke den Puls! Ja, ein echter Volksmann. Freilich nicht im politischen Sinne. Er hat nie etwas davon wissen wollen, daß das Christentum eine unmittelbar politische Sendung, eine technische Lösung für wirtschaftliche Fragen besitze. Ich muß doch sagen, daß ich zwar gleichfalls ein christliches politisches und volkswirtschaftliches Programm für unausführbar und schädlich halte, daß aber die rein negative Stellung des Christentums zu der sozialen Frage mir noch schädlicher und unchristlicher zu sein scheint. Liebe ist vor allem Interesse, sie muß also ein positives — positiv nicht als Parteischlagwort verstanden — Verhältnis zur sozialen Frage finden. Liebe ist Wirklichkeitssinn, Wahrhaftigkeit in einer Welt voller Elend, nicht ein sogenannter Idealismus, der alles ganz unmittelbar in goldenes Licht taucht und damit das Schlimmste tut, was heutzutage ein Christ und Prediger tun kann, nämlich lügt. Daher auch die, die ein politisches „christlich-sozial" verdammen, doch zugleich alle Christen und besonders die Prediger ernst ermahnen sollten, jedenfalls die sozialen Probleme zu studieren, damit sie dadurch die Forderungen der sozialen Ethik um so wuchtiger und anschaulicher vorbringen können. Es laufen so viele gute Leute wie mit Scheuklappen in der Welt herum. Wollen wir Prediger diese sündige Blindheit im Namen Gottes noch entschuldigen oder gar züchten?

Es lag in der liebenswürdigen, in mancher Beziehung fast weiblichen Natur Frommels, daß er kein öffentlicher Kämpfer sein konnte. Weder auf sozialem, noch auf kirchenpolitischem Gebiete. Hier hielt er sich zurück, zumal da er in jüngeren Jahren schlechte Erfahrungen damit gemacht hatte. Er unterschied als reifer Mann zwei Parteien in der Kirche: die der anständigen und die der unanständigen Leute, wobei ihm die Anständigen nicht mit den Konservativen, die Unanständigen nicht mit den Liberalen zusammenfielen. Selbstverständlich. Im übrigen hatte er viel gesund Liberales in sich. „Ich gestehe, daß ich in mir einen starken freiheitlichen Zug habe, den ich nicht preisgeben möchte." In Preußen scheinen ihm die Pfarrer oft Offiziere ohne Soldaten zu sein: „Ich höre soviel kommandieren und trommeln und sehe so wenig marschieren." Ein andermal: „Ich halte hoch die Freiheit in religiösen und kirchlichen Dingen und bin ein abgesagter Feind alles Zwanges in Dingen des Gewissens. Mir steht das Reich Gottes über den Kirchen, darum ich auch kein Parteimann bin, weder ein lutherischer noch ein unierter, wiewohl ich in der Union stehe." Oft wiederholt ers: In den Formen kein Heil! Laßt die Mannigfaltigkeit walten, nicht die Einerleiheit!" Gedanken, in denen wir Liberalen uns vollständig mit ihm berühren. Und darüber wollen wir uns freuen und im übrigen es ihm nicht übelnehmen, daß er kein ausgesprochener Parteimann war. Es gibt Menschen genug, die aus Feigheit keine Stellung nehmen, aber es gibt auch Naturen, die ihr Bestes verlieren würden, wollten sie sich in den Streit der Meinungen mischen, der leider so oft sich zu einem giftigen Zank zwischen Personen verschlechtert.

Gegen eine Macht ist Frommel immer ein guter Streiter gewesen: gegen Rom. Er war ein tapferer Protestant. „Nicht umsonst", heißt es in einer zu Düsseldorf 1886 gehaltenen Gustav Adolf-Predigt, „tönen nach der Sage am schönen Rhein die berückenden Lieder der Lorelei, die Fischer und Kahn verschlungen. Es haben die welschen Gesänge der „großen Nation" einst unser Volk betört und undeutsche Deutsche gemacht, die innerlich Geknechteten auch äußerlich geknechtet — die römischen Lieder werden dasselbe tun und unevangelische Evangelische machen, die schließlich ein Raub Roms werden. Es führen viele Wege nach Rom, einer nur in den Himmel." Ein andermal: „Wenn Luther nichts getan, als daß er die Fürsten und Völker befreit hätte von der Herrschaft der Päpste, so müßte man ihm Altäre bauen als einem Befreier des Vaterlandes". In einem Vortrag zum Besten des Lutherdenkmals in Berlin: „Das Lutherdenkmal wird der Stadt Berlin den Stempel einer protestantischen Stadt aufdrücken, die es tatsächlich ist, als Hauptstadt eines evangelischen Kaisers, der dem Papst den Treueid nicht geleistet hat, ebenso wie der Protest des Papstes gegen die Krönung in Königsberg 1701 noch nicht zurückgenommen ist. Trotz des namenlosen Elends des 30jährigen Krieges ist die Reformation doch die gesegnete Grundlage des heutigen deutschen Staatswesens und hat uns vor der Revolution bewahrt, ebendeshalb wird die Reformation von der schwarzen wie von der roten Internationale gleichmäßig gehaßt. Gerade Brandenburg und mit ihm Preußen und Deutschland ist aus der Reformation erwachsen, ein zweiter Frühling der Literatur unserem Volke erblüht." „Und auch den Katholiken ist Luther

ein Wohltäter gewesen. Er hat der Toleranz die Bahn gebrochen. Die Aufnahme der Hugenotten, Salzburger, Zillerthaler nicht nur ist in seinem Geiste geschehen, auch die katholische Kirche erfreut sich in den Ländern der Reformation einer Freiheit, die sie in katholischen Ländern nicht hat." Im Jahre des Lutherjubiläums wurde er Doktor der Theologie als „der eifrige und tapfere, lichtvolle und geistreiche Verkündiger des Evangeliums, der Pfleger der Künste, der unser Volk durch Schriften von hoher Anmut erfreut und erzieht". Professor Semisch gratulierte ihm mit den Worten: „Um die theologische Wissenschaft haben Sie sich zwar keine besonderen Verdienste erworben." Frommel antwortete: „Aber ein Verdienst habe ich, lieber Herr Kollege, nämlich daß ich mir bei allem theologischen Tief- und Unsinn, den ich mir aneignen mußte, den gesunden Menschenverstand bewahrt habe." Er ist mit demselben Rechte zum Doktor der Theologie erhoben worden, wie Frenssen und Naumann. Gottlob, daß die höchste Ehre, die die theologischen Fakultäten zu vergeben haben, auch manchmal nicht ganz zunftgerechte Leute trifft! Es gibt größere theologische Verdienste, als das, eine trockene Abhandlung mit gelehrten Zitaten und ellenlangen historischen Rückblicken geschrieben zu haben.

Er starb am 9. November 1896. „Warum seht ihr mich so traurig an? Seid froh, daß ich heimfliegen darf!" waren seine letzten Worte. Sein letzter Wille besagte unter anderm: „Bettet mich im weißen Sterbekleide, nicht im Talar, in einen weißen Sarg und legt mir ein Blumenkreuz auf die Brust. Geht es an, dann tragt den Sarg in die Garnisonkirche vor den Altar. . . Keiner soll trauern. Es soll keine Rede gehalten werden. Blumen bitte ich nicht zu spenden, sondern wer etwas geben will, soll für die Armen der Gemeinde etwas geben. Bleibt am Geben! Gedenket in Liebe eures Vaters, der euch so innig liebte, und haltet in Liebe zusammen . . ." Ein Vorbild besonders für alle Pastoren, wenn sie Verfügung über ihren Abschied von der Erde treffen. Die Grabrede ist ein solcher Fluch für den Pastorenstand, daß wir durch unser Beispiel helfen sollten, das unendliche Gerede auf dem Friedhof aus der Welt zu schaffen. Nebenbei: Frommel hatte zwar persönlich — wesentlich aus ästhetischen Gründen — eine Antipathie gegen die Leichenverbrennung. Der Mensch, meinte er, lege hier selbst die Hand an die Hülle seines Toten, um sie mit Gewalt zu zerstören. „Wenn die Natur das in der Erde tut, gut, da können wir nichts dazu tun; aber wir wollen unsere Lieben nicht selber verbrennen." Dennoch hat er immer behauptet, daß vom religiösen Gedanken aus nichts gegen die Leichenverbrennung zu sagen sei, und daß unsere Kirchenbehörden kein Recht haben, den Geistlichen zu verbieten, in solchen Fällen die Hinterbliebenen als Pfarrer zu trösten und über dem Toten zu beten.

Ich darf meine Anzeige des Kappsteinschen Buches nicht weiter ausdehnen, so gern ich es möchte. Aber eine Anzeige soll nicht das Lesen eines Werkes überflüssig machen. Wer sich und den Seinen eine Freude machen will, der kaufe das Buch! Kappstein hat wegen der Herausgabe Streit mit der Familie bekommen. Ich kümmere mich nicht um diesen Streit. Gewiß ist, daß Kappstein seinem Pfarrer ein Denkmal gesetzt hat, das ihn und seinen Helden zugleich ehrt. So kann nur Liebe und Verehrung schreiben. Kappstein mag manches Altmodische, dogmatisch Harte in Frommel zurückgestellt haben zu Gunsten des Modernen, Freien in ihm. Er hätte auch wohl manches weglassen und manches lose Gefügte straffer zusammenfassen können. Aber doch hat er es verstanden, einen Mann vor uns hinzustellen, den wir lieb haben müssen. Natürlich, er tritt uns so entgegen, wie Kappstein ihn empfunden hat. Also subjektiv gefärbt. Das sagt er selbst: „Ich will darstellen, wie ich diesen Mann erlebt habe." Aber darin liegt ja gerade der Reiz einer guten Biographie! Was helfen uns Lebensbilder, die „objektiv" richtig, nur nicht erlebt sind? Und nicht nur diesen Einen will Kappstein ehren, sondern in ihm die Idealisten und den Idealismus überhaupt. Wie ers ausspricht in den schönen Worten der Widmung des Buches an seine Frau: „Du weißt, daß dieses Frommelbuch ein Stück meines Herzens und Lebens ist. Ich habe nichts besseres zu geben. Und du teilst mit mir den Wunsch und die Hoffnung, es möge den Kindern unserer Zeit über allem Naturwissen und den Triumphen ihrer Technik niemals die Ehrfurcht vor dem Geheimnis entschwinden, das unser Menschendasein trägt, und sie mögen die neugewonnene Freiheit individueller Entwicklung verbinden lernen mit dem Eingeständnis, daß wir der Führer bedürfen und daß unter diesen Repräsentanten des Menschengeschlechts — was auch unverständige Demagogen dawider reden — neben dem Herrscher, dem Gelehrten, dem Techniker — der Künstler und der Priester nicht aussterben darf." Ein Wunsch, dem ich von ganzem Herzen mich anschließe.

Berlin. P. Graue.

Ein Strauß von der Kyburg.

Wen das Dampfroß vom Bodensee oder Rhein her nach Zürich trägt, den macht das Reisehandbuch oder ein freundlicher Passagier auf eine sechstürmige Burg aufmerksam, die wie ein Diadem über den goldgrünen Tannwald hinauslugt. Es ist die „Kyburg", die mittelalterliche Stammburg des österreichischen Kaiserhauses.

Über 1000 Jahre hat sie in Sturm und Wetter auf vorgeschobenem Posten ihren verschiedenen Herren treue Wacht gehalten, in politisch, religiös und sozial verwirrten Zeiten die schwere Pflicht getan. Kein Uriasbrief hat sie isoliert, kein Verrat sie geschwächt. Nur einmal ist sie den Bauern erlegen. Es war vor etwas mehr als 100 Jahren, als die alles überwältigenden Gedanken: „Freiheit!" „Gleichheit!" „Brüderlichkeit!" durch die Waldeswipfel hasteten, die Kanonen der Burg und 40 000 Gulden als Kriegsschatz der Stadt Zürich hinwegführten. Nach langem Schlaf erwachte Dornröschen aus ihrer Verlassenheit, um zum vielbeneideten Kunstmuseum sich auszuschmücken. So präsentiert sie mit dem Ausblick auf burggekrönte Waldeshöhen und den silbernen Alpenkranz einen reichen, inneren Kunstwert, der heute tausende von Besuchern anzieht. Kein Wunder, daß der Silberfaden, „Töß" genannt, zögert, aus der lauschigen Waldheimat hinauszukommen, dem weltbekannten Zug des Landes nach der Stadt zu folgen, der so viel Unheil anrichtet und freundliche Bande oft für immer zerreißt. Um ja nicht großstädtisch zu werden, vermeidet die „Töß" das gewerb- und rauchreiche Winterthur und windet sich nach dem heimeligern gleichnamigen Arbeiterort mit seiner intelligenten, einfachen Bevölkerung. Gar wehmütig blinzelt sie an den Waldhängen hinauf, als wollte sie die Kyburg erinnern: „Weißt du noch, wie du dein Fähnlein zum Kreuzzug gerüstet hast und wie der, welcher es führte, der Pest erlag? Hast du vergessen, wie dein Ahne beim Werben um die deutsche Krone gar glücklich sein Schwert in die Wagschale der Völker warf? Kennst du den ehrgeizigen, habsüchtigen Kronenträger, der so gar kurzsichtig die Fäden spann zum blutigen Drama bei Windisch und zum grausamen Blutgericht der Königin Agnes, sodaß in unheimlichen Nächten noch heute dein Gertrudpförtlein knarrt und ein weißes Frauengewand nach der Stelle flattert, wo Rudolf von Wert auf's Rad geflochten, von seiner getreuen Gattin in unsäglicher Qual getröstet, für immer die Augen schloß?"

Unter den alten Linden vor der Burg hört das Sonntagskind die Geschichte der Jahrhunderte vorüberrauschen. Dann regt sich's geheimnisvoll im Blut, die alten Rüstungen springen von den Wänden, die Eisenharnische klirren auf die Wälle, die Schwerter rasseln aus den Scheiden zu Kampf und Sieg. Im Rittersaal kreist der Pokal, knarrende Stimmen erzählen abenteuerliche Jagdgeschichten, lustige Kriegsfahrten und den Sieg der Zwinglischen Lehre im Kloster zu Töß.

Die Quelle des religiösen Lebens wurde durch die Reformation die Bibel. Jene schuf gleichzeitig eine rationelle

Armenfürsorge und eine Schule, die seit Jahrhunderten alle Klassen und Stände des Volkes umfaßt. Sie spendet Licht und Wärme bis ins abgelegenste Gehöfte. So ist das Leben des Einzelnen wie des ganzen Volkes dem Kryställisierungsprozeß unterworfen: Unreines sinkt zu Boden, edle und klare Formen drängen fast von selber hervor.

Es geht auf dem Gebiet des Volksglaubens wie im Reich der Töne. Bringen geübte Finger das Instrument zu seelenvollem Klingen, dann tönen die gleichgestimmten Saiten anderer Instrumente leise nach. Dabei entwickelt sich eine Fülle und Macht der Gefühle, welche das gesunde Herz wie mit Adlersflügeln durch die Himmelsräume tragen.

Ob die mißgestimmten Saiten nicht auch sympatische Stimmung bei Ihresgleichen wecken? — Wir wüßten trübe Bilder derartiger Massensuggestion aufzudecken, so daß Nathan der Weise, der Meister edler Selbstbeherrschung, sich erschrocken an den Kopf greifen und in die erschütternde Klage ausbrechen würde: „Ist das der Segen, den Kirche und Schule, Wissenschaft und Kultur, sowie die vielgerühmte Freiheit und Weisheit in unsrer modernen Gesetzgebung gestiftet haben?" Es ist schlimm, wenn einer mit schmutzigen Händen in der Gesellschaft einhergeht; aber viel schlimmer ists, wenn die Herzen unflätig sind und dem unsauberen Drange folgend, durch Kirche und Schule, durch Ehe und Familienleben dunkle Schatten ausstreuen und die gesetzlichen Bestimmungen vergewaltigen, sodaß man mit Rosegger klagen möchte: „Es kommt mir manchmal vor, unser Herrgott schläft!"

Es gibt Menschen in allen Konfessionen und Parteien, die im persönlichen Verkehr uns hoch beglücken; eine Lichtgestalt wandelt seit Jahrtausenden durch die Menschheit, die uns immer wieder mächtig anzieht, weil alle Lichtstrahlen in ihr zum hellen Weiß vereinigt sind. In ihrer Bergpredigt und in ihren Gleichnissen hat sie uns nicht ein Lehrsystem, sondern religiös-sittliche Grundsätze vorgelebt und die unergründliche Liebe Gottes persönlich geoffenbart. Nirgends fragt Jesus, und keinen andern meinen wir: „Glaubst du an meine übernatürliche Geburt, an meine Gottheit, an mein Opferblut?" Was uns immer wieder zur Nachfolge zwingt, ist seine Liebe zu Gott und Menschen, ist sein reines Leben und seine Aufforderung: „Folge mir nach!"

Auf diese Weise entwickelte sich aus der theologischen Welterkenntnis die moderne Weltanschauung, die verlangt, daß der Naturlauf höheren, sittlichen Zwecken diene, daß wir durch höhere göttliche Kraft dem Naturlauf so begegnen, daß alles zum Besten dienen muß! Blitz und Donnerschlag, Bergsturz und Feuersbrunst, Klippe und Strand, Blindheit und Taubheit, Krankheit und Irrsinn.

Im Kyburger Wald hat jeder Baum seine eigne Rinde, sein eignes Holz, sein eignes Laub, zerschundene und zerschlagene Äste sucht das Auge umsonst. Wohl rüttelt und schüttelt der Sturm den Wald, es fällt ab, was morsch und dürr ist: die Wurzeln aber greifen nur um so tiefer und weiter aus und werden neue, gesunde Triebe.

In ähnlicher Weise entwickeln sich im Menschen geheime Kräfte, die nicht zur Ruhe kommen, bis Unglück, Sturm und Not sich in Segen verwandelt und Samariterliebe geschlagene Wunden verbunden und geheilt hat. So werden die Menschen selber zu Rettungsboten, weil die Liebe Gottes sie drängt, der „Heilandsgeist" sie leitet und kein polternder Pharisäer im Tempel und keine Verdächtigung als „Zöllner und Sünder-Geselle" sie zu schrecken vermag. Die Krankenschwestern am Seuchenbett, der todesmutige, wetterharte Seebär, der auf blendend weißem Segel im Wettergraus die Hülfe verheißenden Namen „Elbe", „Weser" in die Wogen hinausbegleitet, sind lebendige Zeugen dieser inneren unwiderstehlichen Macht.

Im Schloßhof der Kyburg wird die Cysterne, welche im Mittelalter die tapfere Besatzung tränkte, pietätvoll erhalten. Daneben plätschert ein zweiröhriger laufender Brunnen in vollen Strahlen seine Geheimnisse aus, während anderswo die moderne Wasserleitung den kühlenden Trank in Küche und Haus, Keller und Geschäft leitet, damit er dort mühelos erfrische. Es wäre wohl töricht, zu streiten, welches die richtige Quelle und die passendste Fassung sei. Wohl aber ist es Pflicht in jedem Fall dafür zu sorgen, daß Quelle und Leitung sauber und gesund erhalten bleiben und keinerlei unlautere Beimischung die Wirkung der „heiligen Wasser" beeinträchtige, sodaß sie auch unter modernen Bedürfnissen sich kräftig erweisen können.

Ein Trüpplein Kinder unterhielt sich am alten Wall mit Versteckensspiel. Ein bekannter Gegenstand wanderte heimlich von Hand zu Hand. Er mußte von einem im Kreise Stehenden gesucht und gefunden werden. War das ein Necken: „Ich hab's! Ich habs!" Griff der Suchende zu, so faßte er ins Leere! Gerade wie bei den großen Parteien, dachte ich! Je lauter die Führer schreien: „Wir haben die vielgerühmte Toleranz!" desto mehr bleibt der darauf Vertrauende — gefoppt; denn es gilt doch nur die „Freiheit, die ich meine!"

Von dieser Stimmung erlöste mich ein kräftiger vierstimmiger Männergesang. Wie der durch die Hallen rauschte und den Waldsaum entlang ins Weite flüchtete, fragte ich mich, wie ists möglich, daß Reihen verschiedenartiger Punkte, Striche, Buchstaben, Kreuze und Bogen sich in wundersame Töne voll harmonischer Reinheit umsetzen können, daß die Seele mit allem Hohen und Edlen erfüllt wird und ungeahnte Gefühle mächtig werden, die im Herzen wundersam schliefen? Wie viel Kunstwissenschaft und Kunstfreude ist nötig, die gleichartigen Stimmen zusammenzuschmiegen und -biegen, daß sie vom Pianissimo bis zum alles fortreißenden vierstimmigen Gebrause anschwellen?

Wie neidlos leuchten die Augen, glänzen die Wangen der Sänger, wenn die Töne ihre Macht bewährt und den Entschluß in den Hörern geweckt haben, Harmonie auch ins Leben hinauszutragen und ihr in Haus, Gesellschaft und Gemeinde eine Heimstätte zu bereiten. Und wie eigenartig regt sichs in der Brust, wenn die Sängerscharen diesseits und jenseits des Rheines über die Konfessionen und Landesverfassungen hinweg sich die Hände reichen, weil die Ideale stärker sich erweisen, als die trennenden Schranken der Völker und von ihnen gilt, was vom Grabstein Schillers für alle Zeiten hervorleuchtet:

„Weit hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine."

J. Rud. Egg.

Vom Büchertisch.

Budde, Karl, D. Professor der Theologie: Was soll die Gemeinde aus dem Streit um Babel und Bibel lernen? Ein Vortrag. Tübingen und Leipzig 1903. J. C. B. Mohr. (38 S.) 60 ₰.

Ein rechtes Wort zur rechten Zeit. Die erste Erregung im Streit über Babel und Bibel ist vorüber, die Wogen der Meinungen haben sich geglättet und damit ist die Zeit gekommen, sich zu fragen, was sie weggeschwemmt und was sie zurückgelassen haben. Dem entsprechend verlangt hier der Verfasser mit vollem Recht, die Kirche möge endlich in Predigt und Jugendunterricht ohne Rückhalt die im Bewußtsein der Gemeinden als Dogma geltende spezifisch jüdische Lehre von der Verbalinspiration aufgeben und klaren Auges zugeben, daß die Angaben der Bibel verbesserungsbedürftig sind und auch vielfach richtig gestellt sind durch die Nachrichten aus babylonischem Inschriftenmaterial. Ist er in diesem Punkte mit Delitzsch einverstanden, so betont er ihm gegenüber eben so scharf, daß mit jener Lehre absolut nicht die Annahme einer Offenbarung Gottes aufzugeben sei; denn „sie ablehnen heißt Gott leugnen". Das wäre das Grab der Religion, die nur bestehen kann, wo sich Gott dem Menschen offenbart, wo der Mensch seinen Gott erlebt. So hat in der Tat der Offenbarungsglaube einen tiefen Sinn, den kein wissenschaftliches Verfahren, auch kein unberechtigtes Gleichsetzen nicht gleichwertiger Dinge, vernichten kann und wird. Man wird von einer Offenbarung Gottes auch im Alten Testament reden, so lange eine Menschenseele, die nach Gott verlangt, angezogen von der Erhabenheit des hier ausgesprochenen religiösen Empfindens, ihren Gott hier wirklich findet.

Wer sich über die Entstehung der Inspirationslehre im Judentum, speziell in der Synagoge näher unterrichten will, den möchte ich verweisen auf Budde: Der Kenner des Alten Testaments. Gießen. 1900.

Dr. T.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 7.

Bremen
Berlin.

13. Februar 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Die Liberalen und die Mission! — Aus Baden. Der Personalwechsel im Oberkirchenrat. III. — Zum sächsischen Uebel. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Die Liberalen und die Mission!

Wir wissen sehr wohl, daß die Liberalen von der Mission nicht viel wissen wollen! Dennoch werden wir nicht aufhören um ihr Interesse zu werben und ihre Liebe zu diesem Werke zu wecken. Denn wir kennen die Gründe ihrer Abneigung, die auf ganz berechtigten, wohlerwogenen Urteilen beruhen, die sie sich über den Missionsbetrieb in der Heimat und draußen bei den alten Missionsgesellschaften gebildet haben. Aber nur zu leicht werden berechtigte Urteile zu falschen Vorurteilen, wenn sie eine Arbeit treffen, die in neuem Sinn und Geist getrieben, doch den alten Namen der Mission angenommen hat, weil sie dasselbe will, der Religion Jesu neue Wege bahnen auch unter der Heidenwelt, wie die alten Gesellschaften, es aber, wie gesagt, mit neuer Gesinnung und neuer Art tut, wie der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. Der dies schreibt hat keinerlei leitende Stellung im Verein, der Artikel ist von der Leitung weder gebilligt noch mißbilligt worden. Der Verfasser hat früher ebenso kritisch zur Mission gestanden, wie viele seiner Gesinnungsgenossen und um so unbefangener ist sein Urteil, um so besser kann er sagen, warum er nun doch und mit Freude und Eifer Mitglied gerade dieses Missionsvereins ist.

Die salbungsvolle Sprache, die in Missionsschriften und Berichten so oft geübt wird, fällt dem Verfasser auf die Nerven, die Berichte über die Bekehrungen, die immer wie ein Wunder erzählt und mit vielem Lob und Preis Gottes gegeben werden, die Unwahrhaftigkeit, daß irgend ein Neger plötzlich mit den schwierigsten theologischen Ausdrücken der Augustana oder Luthardtschen Dogmatik seinen Glauben bekennt, war ihm unerträglich. Dabei erkannte er den Eifer und die Opferwilligkeit der Heimatgemeinden, der Missionsarbeiter, der Missionare an, Gestalten, wie Goßner und Wangemann, waren ihm mit allen ihren Wunderlichkeiten ehrwürdig. Aber unlauter wäre es gewesen, wenn er mitgemacht hätte, denn weder hätte er daheim in den Jubel einstimmen können, der sich in allerlei Bibelausdrücke kleidete, noch war er einverstanden damit, daß den Heiden draußen ohne Unterschied die Dogmatik des 17. Jahrhunderts, unklar vermischt mit dem Pietismus des 19. Jahrhunderts als Christentum, als Religion gebracht wurde, daß es als höchster Triumph gefeiert wurde, wenn solch ein unverständiges Heidenkind das Apostolikum bekannte. Sind diese Glaubensformen schon bei uns nur aus der historisch gewordenen Lage, aus der Vermählung jüdischen, griechischen und römischen Wesens zu begreifen und sind sie für den modernen Menschen des 19. und 20. Jahrhunderts veraltet und vergangen, wie kann man dann sie, das Resultat einer Entwickelung, Völkern, die am Anfang der Kultur stehen, einfach aufoctroyieren. — So hat sich der Verfasser gefreut, als er den Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein fand, in dem natürlich, warm und klar deutsch geredet wird, in dem weder verhimmelnde Berichte, noch Schilderungen von Sündenelend der unerlösten Heiden eine Rolle spielen, sondern eine klare, ruhige Erkenntnis, daß, was uns froh und glücklich macht, unser Leben mit Gott, wie wir's von Jesus haben, auch denen gehören muß, mit denen uns der Verkehr der modernen Zeit zusammen bringt, daß, wenn wir Kultur und Handelsschätze ihnen bringen, wir auch das Beste ihnen bringen müssen, unsere Religion, damit sie eine innere Kraft mitgewinnen für das neue Leben unter der Kultur. Und diese Religion bringen wir ihnen nicht fertig als ein Gewand, das sie nur anziehen sollen, sondern in mühsamer, treuer, suchender, liebender Arbeit machen wir frei, was auch in ihren Heidenherzen an Sehnen und Fragen nach Gott ist, wir machen's lebendig und zeigen ihnen das Ziel, in dem unser Herz Ruhe gefunden hat, Gott, den Vater, wir lehren sie, wie von hier aus das Leben mit den Menschen sich umgestalten muß nach dem Gebot der Liebe; die Formen und Gedanken für dieses Leben mit Gott, weder griechisch noch römisch, noch jüdisch, noch deutsch, sondern japanisch, chinesisch, kaffrisch und wie sie sich gestalten mögen. Darum hat der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein vor allem eine theologische Schule gegründet, um Eingeborene zu Lehrern und Führern zu gewinnen, darum zeigt der Verein durch Gründung von Schulen, Armenschulen besonders, wie man sorgen muß für das heranwachsende Geschlecht, darum zeigt er Liebeswerke in ärztlicher Mission, Errichtung von Krankenhäusern und Hospitälern, eine Beispielsammlung gleichsam für sein Liebesgebot. — So hat sich der Referent wohl gefühlt in diesem Verein, in dem die Flamme der Begeisterung hell brennt und doch die Menschenseelen nicht zu trübem, wildem Fanatismus entfacht, in dem der Glaube lebendig ist, der nicht alles selber regieren will, sondern an das Göttliche in der Menschenseele glaubt und es befreien will zum Leben und der Kraft, in dem die Liebe tätig ist, schlicht und einfach, ohne Ruhm vor Gott und den Menschen, in dem auch einer, der freien Sinnes dem Dogma sich nicht unterwirft, seine Gaben geben kann und weiß, sie werden im Dienst der Religion und nicht einer bestimmten Dogmatik verwendet. Der Verfasser hat gehört, daß der Verein durch wachsende Aufgaben in Bedrängnis gekommen ist mit seinen Mitteln, er bittet alle Liberalen: Überwindet Euer Vorurteil gegen diesen Verein, helft ihm, wie auch die Orthodoxen ihren Vereinen treu helfen. Möge er stark sein und wachsen daheim und draußen zu freier, froher Arbeit, der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein.

Aus Baden.

Der Personalwechsel im Oberkirchenrat.

III.

Also ganz aufgebracht sind die Orthodoxen über die Neubesetzung der kirchlichen Ämter! So etwas von Zornausbruch ist mir in einem kirchlichen Blatt schon lange nicht mehr vor die Augen gekommen! Da weiß man in der Tat nicht mehr, was man sagen soll. Man kann ja

seiner schmerzlichen Enttäuschung, meinetwegen auch seiner Erbitterung über irgendwelche Zustände auf der Oberfläche dieser Erde Ausdruck geben. Aber so? Da wird an dem guten Willen der ausschlaggebenden Behörde nicht ein einziger guter Faden mehr gelassen. Man kann es doch gewiß denen, die für die Gestaltung des kirchlichen Lebens an leitender Stelle verantwortlich sind, nicht übel nehmen, wenn sie sich nach einem mildegesinnten Mann umschauen, der in seiner Fähigkeit, auch entgegengesetzte Standpunkte zu begreifen, Bürgschaften für eine allseitig befriedigende Geschäftsführung gibt. Aber gerade das hat die Orthodoxen fürchterlich aus dem Häuschen gebracht. Daß von einer „sogenannten" positiven Richtung in der amtlichen Mitteilung die Rede war, und daß man einen „in Weitherzigkeit der Gesinnung bewährten" Geistlichen suchte, haben sie als eine Ehrenkränkung aufgefaßt. Und es war doch nichts als der Ausfluß von vorhandener Regierungsweisheit. Die Orthodoxen seien an Charakter und an Fähigkeit als minderwertig gebrandmarkt worden! Und dabei hat es sich doch nur darum gehandelt, von vornherein festzustellen, daß man für eine Prälatur einen ausgesprochenen Parteimann nicht brauchen kann. Das ist doch eigentlich eine Selbstverständlichkeit, weiter nichts, wenn einem wenigstens der Friede in der Landeskirche und das Miteinanderauskommen der Parteien auch etwas Wichtiges ist. Die extremen Liberalen müßten sich wohl genau dasselbe Programm gefallen lassen, wenn einmal für die Prälatur ein liberaler Mann gesucht würde.

Das heißt, gerade da behaupten nun die Orthodoxen, man sei durch die Ernennung Oehlers auch nach links hin über die Mittellinie hinausgegangen. Aber das ist nicht richtig. Die Liberalen sind an und für sich in einer weit günstigeren Lage, als die Orthodoxen, weil sie auch das Recht orthodoxer Überzeugung anerkennen und von Haus aus auch an einem theologischen Gegner eine Freude haben, wenn er seine Anschauung, abgesehen von der Strammheit, zugleich auch liebenswürdig und weitherzig zu vertreten weiß. Daß orthodoxe Heißsporne demgegenüber einen sehr anfechtbaren Posten einnehmen, sollten sie aus eigenem Geistesantrieb einsehen. Aber die kirchenpolitische Einsicht ist bei unseren Orthodoxen gegenwärtig überhaupt nicht groß.

Zum Beispiel klagen sie darüber, der Liberalismus dulde an leitender Stelle nur jemanden, der ihm genehm sei. Du liebe Zeit! Duldet in der ganzen weiten Welt denn überhaupt irgend eine Partei, die die Macht zu vergeben hat, jemanden über sich, von dem sie von vornherein weiß, daß er ihr auf den Füßen herum treten wird? Die Orthodoxie hat oft genug bewiesen, daß sie ihrerseits auch nicht für Selbstbeseitigung schwärmt, wenn sie bequem im Stuhl sitzt. So sollte sie auch den Liberalen aus dem gleichen Verhalten keinen Vorwurf machen.

Es ist aber politisch auch kein Meisterstückchen, wenn man dem Zorne zu weit die Zügel schießen läßt und dann zu Behauptungen sich versteigt, die zu beweisen auch dem geschicktesten Advokaten nicht möglich ist. Das Organ der Orthodoxen stellt nämlich den Satz auf, der Liberalismus habe von Anfang an einen Gesinnungsgenossen auf den Prälatenstuhl bringen wollen und die „positive" Kandidatur nur vorgeschützt, um den Weg für den Mann der eigenen Richtung frei zu haben. Das wird frisch und munter geschrieben und gedruckt, nachdem es doch ganz in die Hand des gefragten „Positiven" gelegt war, den „Positiven" den Platz zu sichern. (Es heißt, es seien auch noch andere mild Orthodoxe gefragt worden.) Und dann wird gegen den Oberkirchenrat der Vorwurf erhoben, daß er mit Wissen an den von ihm selbst aufgestellten Grundsätzen sich versündigt habe! Denn er habe jetzt die Forderung nach einem „positiven" Prälaten anerkannt, um dann trotzdem einen Liberalen zu nehmen. Wie wenn der Oberkirchenrat nicht ausdrücklich erklärt gehabt hätte, daß er einen „in Weitherzigkeit der Gesinnung Bewährten" sucht! Daß er keinen gefunden hat, ist doch nicht seine Schuld. Im übrigen hat er zur Genüge sein Bedauern über dies erfolglose Suchen ausgedrückt! Nämlich dadurch, daß er einen extremen Orthodoxen zum Oberkirchenrat macht, einen Mann, gegen den die Liberalen von früher her einiges hätten einwenden können, wenn sie in ihrem Parteiorgan nicht vorgezogen hätten, derartige Ausgrabungen zu unterlassen und lieber mit versöhnlichem Sinn in Arbeitsgemeinschaft mit einem früheren schroffen Gegner ein Neues zu pflügen. Aber dem Oberkirchenrat ist sein Entgegenkommen von diesen orthodoxen Unpolitikern schlecht gedankt worden.

Die dichterische Phantasie, die bei der Politik nicht das Allergescheiteste ist, hat den Orthodoxen noch einen andern Streich gespielt. Sie hat sie nämlich zu dem Glauben verlockt, daß hinter der Prälaturbesetzung das Gespenst des politischen Liberalismus sein Haupt erhebe. Er sei es, der nicht gelitten habe, daß ein positiver Mann Prälat geworden sei. Er sei es allein, dem ein positiver Prälat Schaden zufügen könne. Daher habe er den Anlaß der Stellenneubesetzung im Oberkirchenrat dazu benutzt, die Kirche zu bekämpfen. Die Kirche habe sich zwar tapfer gewehrt; aber ohne Erfolg. Sie sei unterlegen: Christus sei wieder einmal das Zeichen gewesen, dem widersprochen worden sei und was dergleichen Redensarten mehr sind.

Wenn man die hier kurz angedeuteten Erwägungen des orthodoxen Organs liest, traut man zuerst seinen Augen nicht und liest die schauerliche Geschichte noch einmal. Aber es stimmt. Es heißt tatsächlich so. Da muß man denn freilich bescheiden die Segel streichen. „Vor solcher Großheit neig ich mich!" Wie kommen die Orthodoxen nur dazu, in solche Träume sich zu verirren? Weil im amtlichen Schreiben der „Karlsr. Ztg." darauf aufmerksam gemacht war, daß mit der Prälatur auch der Sitz in der Ersten Kammer verbunden sei! Das sollte doch wohl andeuten, daß die Pflicht, in der Ersten Kammer mitzuberaten, notwendigerweise für die Auswahl des Prälaten auch eine Reihe von Bedingungen stelle. Es kann einer ein sehr tüchtiger Pfarrer sein und würde unter Umständen doch in der Ersten Kammer eine schlechte Figur machen. Ich meine das natürlich nicht dem Leibe nach, sondern dem Geiste nach. Die Geschäfte in der Ersten Kammer sind doch wohl nicht solche, die man geschwind nach dem Mittagschläfchen abmacht. Denn es gehört zu ihnen politisches Wissen und Können, Neigung zu politischer Beschäftigung. Das haben die Orthodoxen scheints gar nicht gesehen. Dafür haben sie in ihre Kombinationsrechnung eine andere Größe eingesetzt: Die Gewaltherrschaft des politischen Liberalismus, der nicht von einem positiven Prälaten in seinen Geschäften gestört sein will.

Daher ruft denn das orthodoxe Blatt wiederholt händeringend aus: „Arme Kirche!" Freilich, wenn die Kirche sich tatsächlich vom politischen Liberalismus hätte Vorschriften machen lassen, dann wäre sie zu bedauern. Aber so schwach ist sie nicht gewesen. Sie hat ganz nach ihren eigenen Heften und Bedürfnissen gehandelt. Dabei hat sie allerdings nicht das Wohlgefallen der Orthodoxen sich zu erwerben vermocht. Nun, das ist weiter auch nichts allzu Schlimmes. Denn wenn eine Orthodoxie, die die Liberalen summarisch als „Christusleugner" verdammt, sich selbst mit der Gesamtkirche verwechselt und eine Kirche, in der die verschiedenen Richtungen friedlich nebeneinander wohnen, ein „Pantheon" zu nennen die Verblendung besitzt, wenn eine solche Orthodoxie mit unseren Zuständen zufrieden wäre, dann wäre das ein bedenkliches Zeichen. Vielleicht übt unsere Orthodoxie jetzt, nachdem die Wandlungen in der Behörde zu ihrem Abschluß gelangt sind, etwas Selbstkritik. Dann dürfte sie wohl wenig Zufriedenheit mit sich selbst empfinden.

Zum sächsischen Nebel.

Wegen meines Berichtes über sächsische Zustände in Nr. 1 des Protestantenblattes werde ich in der Beilage zu Nr. 4 von „einer Stimme aus dem Königreich Sachsen" der „ungerechten Übertreibung" geziehen. Der Vorwurf ist von dem mir befreundeten Tadler wohl nicht so schlimm gemeint, wie er lautet; doch muß ich mich, um nicht vom Schein der Unglaubwürdigkeit belastet zu bleiben, dagegen verwahren.

Ich habe es für eine Unwahrheit erklärt, von sächsischer Volksvertretung zu reden, und muß dabei bleiben, solange durch ein reaktionäres Wahlgesetz dafür gesorgt ist, daß 82 Prozent Wahlberechtigte nicht einen einzigen Vertreter ihrer Interessen in den sächsischen Landtag deputieren können. Auch mein Gegner sieht in diesem Wahlgesetz ein Unrecht, meint aber meine Klage darüber — die übrigens eine allgemeine fast aller Parteien geworden ist — damit abschwächen zu können, daß die Regierung den im Jahre 1896 begangenen Fehler eben durch einen neuen Gesetzentwurf wieder gutzumachen suche. Das ist aber ein Irrtum. Die Regierung hat keinen „Gesetzentwurf" zur Verbesserung des Wahlunrechts vorgelegt, sondern lediglich eine „Denkschrift", es den Abgeordneten anheimgebend, eine Gesetzesvorlage daraus zu machen. Das ist doch ein Unterschied. Die Regierung hat freilich auch angegeben, wie es nach ihrer Meinung eventuell geschehen könne, ist aber damit bei allen Parteien, auch bei der regierungsfreundlichen nationalliberalen, der zweitstärksten im Lande, auf einmütigen Widerstand gestoßen. Ob nun ein neues Wahlgesetz zu Stande kommt, eines, nach dem, wie „die Stimme aus Sachsen" mit allen Einsichtigen wünscht, auch „die Entrechteten zum Wort kommen", steht noch dahin; gewiß ist, daß es zur Zeit — und nur darum handelt es sich — eine sächsische Volksvertretung, im herkömmlichen Sinne des Wortes, nicht gibt und daß es eine Unwahrheit ist, wenn man die Zweite Kammer des sächsischen Landtages in ihrer jetzigen Gestalt dafür ausgibt. Verdient es auch Anerkennung, daß der Regierung endlich die Augen über ihr „Unrecht und ihre Unklugheit" im Jahre 1896 aufgegangen sind, so reicht doch diese Einsicht entfernt nicht aus, um jenes zu sühnen, und in ihrer Unklugheit scheint sie beharren zu wollen. Dafür spricht mehr als eine Maßregel, die sie seitdem gegen die stärkste Partei im Lande, zum Teil im Widerspruch mit dem Reichsgesetz, ergriffen hat.

Irrtümlich ist weiterhin die Annahme, daß ich Sachsen ein armes Land genannt habe, weil (?) „man in ihm die Sozialdemokratie nicht ohne jede Gegenmaßregel sich noch breiter machen läßt". Etwas so Törichtes zu behaupten, liegt mir fern; denn auch ich sehe ein, daß es nicht im Interesse des Landes ist, wenn die Sozialdemokratie zur ausschlaggebenden Partei wird, oder gar zur alleinherrschenden, wie sie möchte. Aber das behaupte ich — und namhafte Politiker sind derselben Ansicht —, daß gerade die Regierung mit dem Wahlgesetz von 1896 und mit anderen unklugen „Gegenmaßregeln" daß Anwachsen der Sozialdemokratie im Königreich Sachsen gefördert hat. Und dies kürzlich auch durch ihre Parteinahme für die Fabrikanten in Krimmitschau gegen die Arbeiter.

Daß es in unserem Lande „pechrabenschwarz" aussehe, habe ich auch nicht gesagt; aber, daß in ihm eine andere, ebenso bedenkliche Farbe vorherrscht, das kann nach dem Ausfall der letzten Reichstagswahlen niemand leugnen. Desgleichen nicht, daß eine Katastrophe schlimmster Art unvermeidlich wäre, wenn es überall so stände, wie im angeblich „hellen Sachsen".

Der Gesamtzustand dieses Landes ist, wie ich in einem früheren Artikel angedeutet habe, nur aus seiner Geschichte zu verstehen, insbesondere aus der für den sächsischen Patrioten schmerzlichen Tatsache, daß sein engeres Vaterland, das einst fast allen anderen im Deutschen Reich überlegene, im vorigen Jahrhundert noch viel enger geworden ist, und aus zwei großen Kriegen nur mit Mühe seine Sonderexistenz gerettet hat. Aber dessen mag hier ebenso wenig weiter gedacht werden, wie des Konfessionswechsels, zu dem sich ein Nachfolger Friedrichs des Weisen, des hochherzigen Beschützers der Reformation, aus rein äußerlichem Beweggrund verstanden hat, obgleich sich auch dessen schlimme Nachwirkungen bis in die Gegenwart hinein nicht verkennen lassen. Schließlich noch ein Wort über „Krimmitschau und die Kirche". Man hält mir entgegen, „daß nicht leicht deutlich zu sagen sei, was die Kirche hätte tun sollen. Wenn zwei Heere in Schlachtordnung einander gegenüberstehen, pflegen die Kanonen die Friedensglocken zu übertönen". Das ist wohl wahr, aber das Bild paßt nicht; denn die Arbeitgeber und Arbeitnehmer standen sich, wie Pfarrer Schink ausdrücklich zugesteht, wochenlang nicht als unerbittlich Kriegführende gegenüber; die Arbeiter waren zu einem friedlichen Ausgleich bereit, und nur die Fabrikanten wollten davon nichts wissen. Es ist ein Irrtum, zu behaupten, daß diese den 10½stündigen Arbeitstag angeboten haben; das haben vielmehr, auf Zureden des Professors Böhmert, die Arbeiter getan, aber ohne Erfolg, weil die Fabrikanten bedingungslose Unterwerfung verlangten. Nun ist ja dieses Ziel erreicht. Die Arbeiter haben sich, weil sie ihre Position nicht länger glaubten behaupten zu können, auf „Gnade und Ungnade" ergeben, und die Geistlichen in Krimmitschau haben, wie ein sozialdemokratisches Blatt bitter bemerkt, diesen Friedensschluß „gesegnet". Ob man aber in diesem Falle von einem rechtlichen Friedensschluß reden kann, das ist fraglich, so lange über 2000 Arbeiter von seinen Segnungen ausgeschlossen bleiben. Ebensowenig ist mit dem Briefe des Pfarrers Schink das letzte Wort über Krimmitschau gesprochen. Die evangelisch-soziale Vereinigung in Chemnitz, zu der auch viele Prediger gehören, hat sich energisch gegen die einseitige Parteinahme für die jede Vermittlung ablehnenden Fabrikanten ausgesprochen, und so wird sich wohl die Prophezeihung des D. Naumann erfüllen, daß die Vorgänge in Krimmitschau zu einer Scheidung der Geister innerhalb der evangelischen Kirche führen werden. Vielleicht aber — und das wäre ein erfreuliches Ergebnis des Streites — drängt sich der ganzen Kirche bei dieser Gelegenheit die Frage auf, ob sie es denn mit nichts verschuldet habe, daß Millionen Arbeiter so sehr alles Vertrauen zu ihr verloren haben, daß sie auf ihre „Friedensglocken" nicht mehr hören mögen.

Nachschrift. Auf die fettgedruckte Frage, wieviel die Arbeitgeber aus Gründen der Konkurrenz gewähren können und was nicht, gehe ich nicht ein; denn darüber gehen die Meinungen der Sachverständigen auseinander, und wir Pastoren verstehen davon nicht genug. Aber über eine christlich-ethische Forderung bin ich mir klar: Wenn ich mich in meinem Beruf nur unter der Bedingung behaupten kann, daß ich die Arbeitskraft der in meinem Dienst stehenden Menschen bis zum letzten Rest rücksichtslos aufbrauche, dann muß ich diesen Beruf, als einen sittlich unhaltbaren, aufgeben.

Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Als Nachfolger Cremers geht Professor D. Stange von Königsberg nach Greifswald als Systematiker. — Die orthodoxen Theologen müssen trotz aller Ermunterung durch Synodalbeschlüsse und ministerielle Berücksichtigung doch recht dünn gesät sein, wenn Professor D. Stange, dessen wissenschaftliche Tüchtigkeit wir nicht bezweifeln, der aber doch keineswegs eine originell-führende Stellung bisher einnimmt, in knapp einem Jahr drei Berufungen erhält (Wien, Königsberg gleichzeitig — nun Greifswald). — Als Nachfolger für Kattenbusch ist Oberpfarrer Dr. Eck-Darmstadt zum Systematiker nach Gießen berufen worden.

Protestantisches.

(Preußen.) Für die deutsche Seelsorge — evangelische und katholische — in den Ostmarken sollen in den preußischen Etat Mittel eingestellt werden, um durch Gründung und Erhaltung deutscher Kirchengemeinden den deutschen Ansiedlern feste Punkte des Zusammenhaltes zu bieten.

(Provinz Sachsen.) Zur Beteiligung an den Kirchenwahlen in Magdeburg folgende Zahlen, die ohne Kommentar reden: 22,284 Steuerpflichtige — 2668 eingetragene Wähler — 534 erschienene Wähler.

(Posen.) Der langjährige Vorsitzende der Provinzialsynode Provinzialschulrat D. Polte ist gestorben. — Aus Posen hat Generalsuperintendent D. Hesekiel einen beweglichen Ruf erhoben über die Not der Diasporagemeinden, voraussichtlich werden hier die Summen helfen, Not zu lindern, die freilich aus politischem Zweck für die Ostmark im Etat bewilligt werden sollen.

(Sachsen Weimar.) Leider bestätigt sich das Gerücht, daß am 15. Februar der nunmehrige erste Geistliche des Landes, Geheimer Kirchenrat D. Förtsch in Mellingen wegen andauernder Kränklichkeit in den Ruhestand treten wird, nachdem erst am 1. November der seitherige erste Geistliche Geheimrat D. Nicolai in Allstedt, aus seinen Ämtern geschieden ist. Der Rücktritt Förtschs bedeutet für die Landeskirche einen schweren Verlust. Gehört doch er zu den hervorragendsten Predigern unserer Zeit und ist er auf den Zentralfesten der großen kirchlichen Vereine, des Gustav Adolfvereins, der inneren Mission, des evangelischen Bundes, neben den bedeutendsten Kanzelrednern als Prediger und Redner aufgetreten. Mit großer Wissenschaftlichkeit und treuem Fleiß verband er Besonnenheit und Klarheit, Weitherzigkeit und Milde, sowie eine hervorragende Kenntnis aller die Landeskirche betreffenden Fragen. Die Liberalen, zu denen die große Majorität der Landesgeistlichen gehört, zählten ihn zu den ihren. Im Jahre 1881 unterschrieb er als Superintendent von Buttstädt, neben vier anderen Geistlichen des Landes, den Aufruf zu einer Vertrauenskundgebung an die unter Stöckers Ägide durch Pfarrer Hunnius in Großneuhausen und die thüringisch-kirchliche Konferenz in Eisenach angegriffene theologische Fakultät der Universität Jena. Aber auch von den theologisch rechtsstehenden Geist-

lichen wird er hochverehrt. Dagegen bestätigt sich glücklicherweise das Gerücht nicht, daß Geh. Kirchenrat Bogenhard in Blankenhein, übrigens auch einer der erwähnten fünf Unterzeichner des genannten Aufrufs und ein entschiedener Vertreter der Jenaer Theologie, sich mit Rücktrittsgedanken trägt.

(Hamburg.) Wunderliches. Pastor Glage hat in einem Vortrage, der seine Spitze gegen die Ausführungen des Pastors Hinze im vorigen Jahr im Protestantenverein über Gott und die Dreieinigkeit gehalten hat, u. a. (nach den „Hamburger Nachrichten" am 29. November 1903) gesagt: Der tiefste Grund (für Leugnung der Dreieinigkeit) liegt aber in dem mangelhaften Erfahrungsleben dieser Trinitätsleugner. Auch die Fußspuren des Dreieinigen in der Schöpfung (drei Dimensionen — Dreiklang — Leib, Seele, Geist — Vater, Mutter, Kind) machen darum keinen Eindruck auf sie. — Nein, wirklich nicht, ja wir haben die Zuversicht, daß auch Trinitätsgläubige nicht von selbst auf diese Fußspuren gekommen wären.

Ausland.

(Italien.) Evangelisches Leben. Abgesehen von den altkatholischen Bestrebungen, deren Träger mancherlei Enttäuschungen erfahren und uns verschafft haben, zählen wir in Italien acht von einander unabhängige evangelische Gemeinschaften, die in italienischer Sprache das Evangelium treiben. Die beiden größten von diesen, die alte Waldenserkirche (Chiesa Valdese) und die Chiesa Evangelica Italiana, welch' letztere seit 1870 durch Zusammenschluß einzelner Gruppen existiert, werden hoffentlich sich vereinigen. Auf der letzten Synode der Waldenser, die jährlich im November in Torre Pellice stattfindet, wurde ein diesbezüglicher Vorschlag der Chiesa Evangelica Italiana mit Beifall begrüßt. Die Verhandlungen sind also wohl im Gange. Da beide Kirchen bereits ihre Organisationen in ganz Italien haben, würde durch ihren Zusammenschluß ihre Leistungsfähigkeit wesentlich erhöht. Außer ihnen haben in Italien die englischen Wesleyaner 52 Gemeinden geschaffen, die Baptisten zählen 31 Gemeinden und 50 Predigtstationen, die amerikanischen Methodisten 12 Gemeinden und 40 Stationen, die Plymouthbrüder etwa 20 Gemeinden. In Rom besteht seit 1873 eine italienische evangelische Militärgemeinde. Endlich sind als durchaus wichtig die 13 deutsch-evangelischen Gemeinden in den Hauptstädten des Landes zu notieren, zu denen sieben deutsche Schulen und fünf deutsche Krankenhäuser kommen. — Dem „Berliner Tageblatt" (5. Dezember) wurde von seinem römischen Korrespondenten geschrieben, daß in katholischen Kreisen der Übertritt eines Abbé Sereri zur methodistischen Kirche Aufsehen erregt. Uns ist nichts weiter darüber bekannt geworden.

— Leben in der katholischen Kirche. Vgl. Beil. Nr. 2 S. 21. Während die christlichen Demokraten unter Murri fortfahren, ihren Sieg auf dem Katholikenkongreß in Bologna auszunützen, sich zu aktiver Politik zu rüsten, hält es der Papst für geboten, allerlei widersprechende Gerüchte über seine Annäherung an Italien kursieren zu lassen. Das Non expedit (Verbot der Beteiligung von Katholiken an politischen Wahlen) ist nicht aufgehoben; aber gelegentlich sanktioniert doch Pius X. schweigend die Wahlbeteiligung, wie vor kurzem in Neapel, wo sich Freund und Feind der Ehescheidung gegenüberstanden. Vermutlich wird es ihm opportun erscheinen, der Opera dei Congressi freie Hand zu lassen, um im rechten Moment durch sie Einfluß in der italienischen Parteiwirtschaft zu haben. Inzwischen befleißigt er sich als religiöser Papst, um den Feinden der Kirche das Wasser abzugraben. Während auf der einen Seite das Gerücht auftaucht (Bresl. Gen.-Anz. 12. Dezember), der Papst habe eine Revision der von der katholischen Kirche verehrten Reliquien angeordnet mit der Tendenz, alles zu vernichten, was seine Echtheit nicht nachweisen kann, nehmen die Nachrichten über des Papstes Interesse für die Bibelverbreitung ihren Weg. Es heißt, er empfehle angelegentlich die Besorgung einer billigen Volksausgabe für Italien (Germania 15. Dezember). Aber er achtet auch auf die Arbeit der von Leo noch eingesetzten Kommission für die biblischen Studien, deren Hauptaufgabe sein soll, eine päpstlich-unfehlbare Erklärung der Bibel zu schaffen. Wie weit wir Anlaß haben werden, diese Studien zu beachten, hängt naturgemäß von deren Einfluß ab. Einstweilen notieren wir, daß die Leitung des Unternehmens in den Händen des Pater Vigouroux vom Priesterseminar St. Sulpice in Paris liegt. Mit ihm ist von großem Einfluß der deutsche Minorit P. Fleming. Als Konsultoren gehören der Kommission 40 Männer aus 10 Nationalitäten an; davon sind 11 Italiener, 11 Deutsche, 10 Franzosen. Von den 40 sind 15 Ordensbrüder: 4 Jesuiten, 4 Dominikaner, 2 Benediktiner, 2 von St. Sulpice, 1 Minorit, 1 Augustiner, 1 Oratorianer. Unter den 11 Deutschen sind 8 Professoren der Theologie und 3 Ordensbrüder, nämlich der Jesuit Hummelauer, der Dominikaner Esser und der Benediktiner Weikert. An Mitteln wird es der Kommission nicht fehlen. Der englische Konvertit Lord Braze hat neulich zum Besten des Werkes einen jährlichen Preis von 2000 Mark gestiftet.

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unionsverein. Friedrich Werdersches Gymnasium Dorotheenstraße 13/14. Freitag, den 12. Februar, 8 Uhr. Pfarrer Dietrich Graue (Brandenburg), Schleiermacher als religiöses Genie. — 19. Februar, 8 Uhr. D. Julius Websky. Goethe und Schiller als protestantische Christen. Eintritt frei.

Berliner Hauptverein des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. 14. Februar, 6 Uhr, Trinitatiskirche (Charlottenburg): Predigt Missionar Pfarrer Schiller aus Kyoto in Japan. — Montag, den 15. Februar, 8 Uhr, Festversammlung: Kellers Festsäle Köpenickerstraße 96. Vortrag mit Lichtbildern. Missionar Schiller: Japan und das Christentum. Aussprachen D. Kirms u. Prediger Knauert. Eintritt 50 Pfg. an der Kasse.

Evangelischer Bund
Bremen.
Donnerstag, den 25. Februar 1904, abends 8 Uhr,
im großen Saale des Gewerbehauses
Vortrag
von Missionsinspektor Schreiber
über
Evangelische und katholische Missionspraxis.
Die Mitglieder und Freunde des Vereins werden herzlich eingeladen zahlreich zu erscheinen.
Der Vorstand.

Verkaufsstelle in Bremen:
Lucas & Kitzerow, Knochenhauerstrasse 27.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Die Religion Jesu Christi.
Von
W. Hollenberg, Superintendent.
Zweite verbesserte Auflage.
Dritter Abdruck. **Preis 60 Pfg.**
Carl Schünemann, Bremen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.